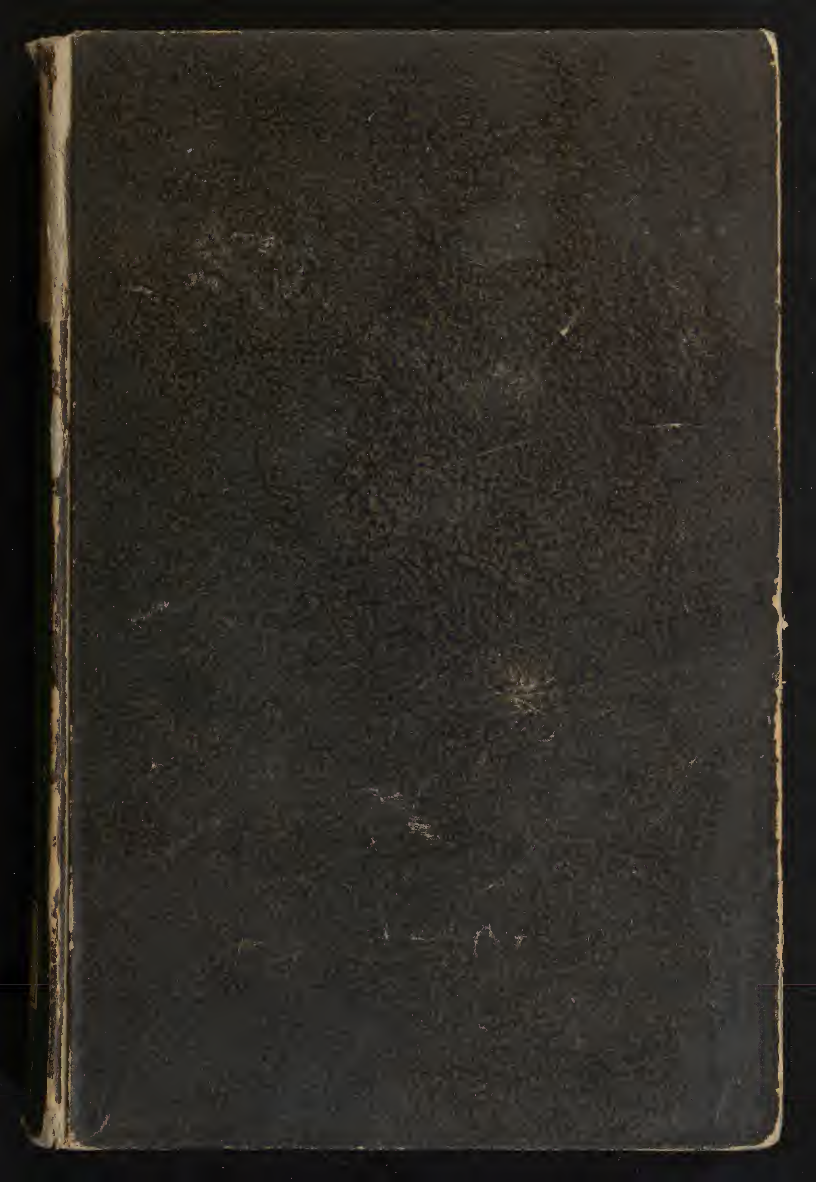




Jakob Ramawarma.

Jakob Ramawarma.

(Schluß.)

5. Kirchliche Ordination.

Die Lebensführung Ramawarma's, des Königssohnes von Kotschin, so weit wir sie im letzten Hefte mitgetheilt haben, ist ein neues herrliches Zeugniß davon, daß, was der Herr anfängt, das weiß er auch zu vollenden.

Sein Werk kann Niemand hindern,
Sein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn Er, was Seinen Kindern
Ersprießlich ist, will thun.

Und ob gleich alle Teufel
Hier wollten widerstehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurücke gehn:
Was Er ihm vorgenommen
Und was Er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu seinem Zweck und Ziel.

Das letzte Ziel aber, dem Ramawarma auf Erden entgegengeführt werden sollte, war seine ordentliche Berufung und Weihung zum Predigtamt unter seinen Landsleuten. Darauf schien Alles in seinem bisherigen Leben abzuzielen; dafür schien seine reiche Begabung, seine manigfaltige Bildung und Kenntniß, seine tiefe und gründliche Bekehrung ihn vorzüglich zu befähigen; dahin ging auch seine eigene innerste Herzensneigung.

Wir haben bereits erzählt, wie die Committee in Basel ihre Bereitwilligkeit erklärte, dem gediegenen Manne durch eine Abordnung ihrer Missionare die kirchliche Ordination angedeihen zu lassen, wenn anders sein eingesandter Lebenslauf und die in Mangalur vorzunehmende theologische Prüfung befriedigend ausfallen sollten.

Doch noch Eine Frage mußte zur Sprache kommen, ehe man weiter schreiten durfte. Ramawarma war durch die Vermittlung der anglikanisch-bischöflichen Missionare erweckt und zur Erkenntniß Christi geführt worden; durch sie war er getauft worden; in Verbindung mit der bischöflichen Kirche hatte er die erste Hälfte seiner christlichen Laufbahn durchlebt; erst seit 1847 war er mit den Brüdern der Basler-Mission in nähere Verbindung getreten. Obgleich nun einerseits die englisch-bischöfliche Kirche in keinem wesentlichen Punkte der Lehre abweicht von der evangelisch-deutschen Kirche, so ist anderseits in Beziehung auf die kirchliche Verfassung zwischen Beiden ein nicht unwesentlicher Unterschied. Es mußte bei Ramawarma die Frage, ob er für diese oder für jene mehr Zuneigung habe, zur Sprache und zur Entscheidung kommen, ehe von einer Ordination durch unsre Brüder die Rede sein konnte. Er selbst hat sich darüber einfach und schön ausgesprochen. In einem (englischen) Schreiben an die in Mangalur versammelte Generalconferenz der Basler Missionare vom 19. Januar 1856 sagt er: „Durch die Missionare in Cannanur bin ich ermuthigt worden, Ihrer ehrwürdigen Versammlung im Namen des Herrn Jesus die Bitte um Ihre gütige Mitwirkung vorzulegen, daß ich zum heiligen Predigtamt in Verbindung mit der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel zugelassen werden möge.

„Ich habe Grund zu glauben, daß eben dahin die verschiedenen Wandlungen meines Lebens abzielten, durch welche mich der Herr so wunderbar hindurchgeführt hat, damit ich, nicht in Folge irgend eigenen Verdienstes, noch auf Grund irgend welcher Tüchtigkeit in meinem Wissen oder Wirken, sondern allein durch Seine Liebe und freie Gnade, meinen Landsleuten noch nützlicher werden könne in dem Werk der evangelischen Mission unter ihnen.

„Ich bin zur Erkenntniß Gottes in Christo Jesu zuerst durch die Vermittlung der Kirche Englands gebracht worden; aber meine Bekehrung zu einem lebendigen Glauben verdanke ich, so weit ich zu urtheilen vermag, meiner Verbindung mit der Basler-Mission. Während ich deßhalb aufs dankbarste alle die guten Gaben anerkenne, die mir von Gott durch andere Kanäle zuflossen, so kann ich doch durch Gottes Gnade bezeugen, daß ich mich am meisten zu dem deutschen Zweig der allgemeinen Kirche Christi hingezogen fühle, und ich glaube, daß meine Erfahrungen und meine ganze Anschauung am meisten mit dem harmoniren, was ich von den Wegen Gottes bei ihr gelernt, gesehen und gehört habe.

„Ich schließe mit der demüthigen Hoffnung, daß, was auch Ihre Entscheidung sein möge, Sie wie bisher so auch fernerhin Ihr Wohlwollen mir erhalten, und möge Gott selbst Ihre Entscheidung so lenken, wie es zu meinem Wohl und zu Seiner Ehre am förderlichsten ist."

So war auch diese Frage zu einer klaren und befriedigenden Entscheidung gekommen, und die Missionare konnten nun zu den für Ramawarma's Ordination nöthigen Vorbereitungen schreiten.

In der zweiten Hälfte des Januar 1856 waren die Abgeordneten aller unsrer indischen Stationen in Mangalur zu einer General-Conferenz versammelt. Unter den vorliegenden Geschäften war dießmal eines der wichtigsten, sowie der erfreulichsten die Prüfung Ramawarma's, durch welche seine Befähigung für den ordentlichen Dienst am Evangelio erprobt werden sollte. Ueber seine Gesinnung und geistliche Haltung war unter allen Brüdern nur Eine Stimme; es konnte sich nur noch darum handeln, ob auch seine Ausrüstung in der christlichen Wissenschaft, sowie seine praktische Tüchtigkeit für das evangelische Lehramt von der Art sei, daß er mit gutem Gewissen zur Ordination konnte empfohlen werden. Zu dem Ende wurde von den tüchtigsten der in Mangalur gerade anwesenden Missionare ein mündliches und schriftliches Examen vorgenommen, worin alle in die christliche Theologie einschlagenden Fächer berücksichtigt waren; zugleich hatte Jakob eine Predigt über einen gegebenen Text auszuarbeiten

und dann dieselbe im Kreise der versammelten Missionare vorzutragen. Ueber sämmtliche Leistungen wurde ausführlich an die Committee Bericht erstattet. Die schriftlichen Ausarbeitungen, die Predigt und die Zeugnisse der Examinatoren über das mündliche Examen lagen bei. Alles stimmte zusammen, die unverkennbare Befähigung Ramawarma's zu dem hohen und heiligen Amte, zu dem er feierlich geweiht werden sollte, zu gewährleisten. Am eingehendsten ist das Zeugniß der Cannanur Missionare, unter denen Ramawarma am längsten verweilte, und in deren Namen Missionar Dr. Gundert folgendes schreibt:

„Wir glauben, daß Jakob Ramawarma gründlich bekehrt ist, den Herrn Jesum ernstlich liebt und das Heil der Seelen sucht. Wir sehen im Verein mit diesen wesentlichsten Gaben eine schöne Reihe von Anlagen, zwar keine Genialität oder Originalität, durch die er Neues zu schaffen berufen schiene, aber doch eine verhältnißmäßig reiche und namentlich ebenmäßige Begabung durch Natur und Erziehung. Wir finden bei ihm einen Wahrheitsdurst, dem eine gewisse Scheu vor Außerordentlichem das Gleichgewicht hält, getreue Auffassung, ein ruhiges Streben nach weiterem Verständniß und klarem Ausdruck des Gelernten, gutes Gedächtniß, glückliches Benützen des Angeeigneten, mehr natürliches Gefühl von Zusammengehörigkeit, als logische Schärfe oder forschenden Tiefsinn, dabei ein gewisses Kleben am Ueberlieferten und Neigung sich an Vorgänge anzuschließen. Nach Hindu-Art geht es derzeit (in den 40er Jahren seines Alters) ziemlich langsam mit seinem Lernen voran; er ist aber um so stetiger darin. Einfache Darstellung, überzeugende Wärme in der Ansprache, vorherrschende Aufmerksamkeit auf die Hauptsache mit mancher geschickten Ausführung des Details sind ihm eigen. Er zeigt Geistesgegenwart vor Widersachern, mildes Verfahren gegen Wohlgesinnte und Irrende, ein ernstes gleichmäßiges Wollen, mehr zarte als starke Gefühle, natürlichen Anstand und Berücksichtigung fremder Wünsche und Geschmäcke, eine Bescheidenheit und Genügsamkeit, wie sie von ihm seiner Geburt nach kaum zu erwarten waren. Umgang mit Höheren bringt ihn nicht aus der Fassung, doch hält er sich am liebsten zu den Niedrigen. Er hat vor seiner Bekehrung einen guten Vorrath heidnischer Gelehrsamkeit erworben, — keine verächtliche Zugabe für einen Arbeiter Gottes in Malabar; dann in Madras das Englische mit den klassischen Sprachen und Theologie im englischen Styl fleißig gelernt. Er ist von Herrn Whitehouse für den Dienst an der eingebornen Gemeinde in Kotschi dringend verlangt worden (1854); doch ist der natürliche Zug zu seiner Heimat und zur

früher gewöhnten Kirchenform überwogen worden durch die innige Verbindung mit unserer Mission. Daß auch wegen seiner Entfernung aus dem kirchlichen Missions-Institut in Madras (1843) keine Klagen gegen ihn vorliegen, hat mir der Senior der Travancore Missionare ausdrücklich erklärt: man war darüber schmerzlich betroffen, aber wie über etwas Unerklärlichem. Jakob ist mehr ein zuverlässiger als glänzender Lehrer und Führer; er wird sich auch, wenn allmählig erhoben, den Rath und die Leitung erfahrener Brüder eher wünschen, als sich darüber hinausdenken. Wir glauben im Aufblick zum Herrn, der allein in der Gnade erhalten und befestigen kann, daß sich kein Glied unsers Missionskreises dieses Mitarbeiters wird zu schämen haben. H. Gundert."

Nach allem diesem konnte die Committee in Basel nur mit voller Freudigkeit ihre Zustimmung geben zu Ramawarma's kirchlicher Ordination. Sie bestimmte dabei, daß dieselbe in Cannanur durch die Seniore der Mission nach würtembergischem Ritus vollzogen werden solle.

Der dritte September 1856 war in Cannanur ein unvergeßlicher, reichgesegneter Fest- und Gnadentag; es war der Ordinationstag Jakob Ramawarma's.

Schon Tags zuvor waren die Brüder Gundert, Irion und Christian Müller von ihren verschiedenen Stationen herbeigekommen. Missionar Fritz war durch unvorhergesehene Umstände am Kommen verhindert; statt seiner kamen seine beiden Katechisten, sowie andere Katechisten aus Tschombāla und Talatschēri. Dazu ließ Irion die Waisenknaben von letzterem Orte kommen, — ein willkommener Zuwachs an guten Sängern. Am Morgen des 3. Septembers waren die Anstalts-Mädchen in dem nahen Tschīrakal nicht mehr zu halten; schon um drei Uhr Morgens begann die rege, lärmende Geschäftigkeit; mit Sonnenaufgang war Alles auf dem Weg nach Cannanur. Von Taliparambu und Tschowwa kamen gleichfalls die meisten Christen, von Audscharkandy (dem Christendörflein, dessen Bewohner alle im Dienst des englischen Pflanzers Brown stehen) nur zehn oder zwölf, so viele eben von ihren gestrengen Herren Urlaub erhalten konnten. In Cannanur selbst hatte Miss. Hebich allerhand Leute eingeladen. Der englische Brigadier Thomson, ein wackerer Christ, der sich zu den Plymouth-Brüdern hält, kam von selbst; ebenso Hauptmann Taylor. Andere, wie Oberst Clemons, waren der

Mission schon länger geneigt. Selbst aus dem fernen Mangalur war Major Carr ausdrücklich für diesen Zweck herabgereist. Endlich kam auch der Oberst des in Cannanur selbst stationirten europäischen Bergschotten-Regiments Monkland, von welchem Hebich es nicht erwartet hatte. Denn als Letzterer sich bei ihm einfand, um ihn einzuladen, rief Monkland gleich: „Ich weiß, was Sie wollen; Sie möchten die Soldaten in Ihre Kapelle bringen." — „Nein, Herr Oberst," erwiederte Hebich, „die lasse ich für sich selbst sorgen; aber Sie selber möchte ich einladen." — „Mich?" erwiederte Jener ganz verwundert, „mich? Zu was? Geben Sie ein Gastmahl? Was krieg' ich?" — „Bei mir," antwortete der Missionar, „gibts nur für die Ohren etwas; dennoch lade ich Sie ein, es wird Sie nicht gereuen." Monkland versprach nichts, kam aber doch und zeigte wirkliches Interesse an der Verhandlung.

So kam allerlei Volks zusammen. Bereits um 10 Uhr war die Kirche ganz gefüllt. Der bedeckte Vorplatz stand voll von Heiden, Katholiken und etlichen Muselmanen. Nur die Soldaten der Garnison waren nicht da; sie waren durch den Dienst in der Kaserne zurückgehalten. „Eine solche Festversammlung von Leuten aller Art, besonders von Heiden, hatten wir noch nie gehabt," sagen die Brüder.

Nachdem die Missionare mit Jakob Ramawarma zuvor noch im stillen Kämmerlein gemeinschaftlich gebetet, traten sie in die Kirche, sämmtlich im kirchlichen Ornat. Auch Jakob trug denselben zum erstenmal. Hebich begann mit dem apostolischen Segensgruß, worauf Gemeinde-Gesang und dann Gebet folgte. Nach nochmaligem Gesang legte Hebich zuerst der Versammlung den Zweck und die Bedeutung der gegenwärtigen Festfeier auseinander. Es handle sich um die Ordination eines schwarzen Bruders, der nun schon dreizehn Jahre als Katechist im Dienste der Mission gestanden sei. Es sei der Wunsch der Committee, daß auch eingeborene Arbeiter in das eigentliche Predigtamt eingeführt werden, weil nur so die Zukunft unseres Werkes unter Gottes Gnade gesichert werden könne. Er ging dann über auf den seit 50—60 Jahren in der Christenheit wieder erwachten Missionseifer, auf die allgemeine Missionspflicht und auf die göttliche Verheißung, daß noch alle Kniee sich im Namen Jesu beugen müssen, ob freudig und gerne, oder widerstrebend und gezwungen. Mit der ihm eigenthümlichen, herzandringenden Liebesgewalt und mit dem rückhaltslosen Ernst, der die Gewissen erschüttert, wandte er sich bald an die anwesenden Europäer, bald an die eingeborene Gemeinde, bald an die Heiden und Muselmanen, um Jeden zu Jesu, dem Heiland der Sün-

der einzuladen. Den Einen rief er die Fragen ins Gewissen: „Hast du das Heil vom Himmel angenommen? Bist du erlöst von den Stricken des Satans? Sind dir deine Sünden vergeben? Hast du den heiligen Geist empfangen und die Liebe Gottes in Christo angenommen?“ Die Andern fragte er: „Was hast du für Jesum gethan? Was für die Heiligung seines Namens, für das Kommen seines Reiches? Wie viel betest, thust und leidest du für seine heilige Reichssache?“ Dabei malte er seinen Zuhörern bald die unendliche Liebe Gottes mit so herzbeweglichen Farben vor die Augen, daß über manches Angesicht die hellen Thränen liefen; bald sprach er von dem Wurm der nicht stirbt, und dem Feuer das nicht verlöscht, so erschütternd, daß die ganze Versammlung von einem unwiderstehlichen Beben ergriffen ward. Noch einmal kam er auf die Missionspflicht aller Christen zurück. Es war ergreifend, wie er auf die anwesende schwarze Gemeinde hinwies als auf die Frucht einer 22jährigen Arbeit der Baslerbrüder, und an die Hunderte erinnerte, die auf den andern Stationen den Herrn Jesum zur Seligkeit lieben, und an die Vielen, die bereits zu ihres Herrn Ruhe eingegangen sind. Es war erhebend, ihn von den Anzeichen reden zu hören, welche den rasch nahenden Anbruch des Reiches Gottes in Indien verkündigen. Davon nahm er dann immer wieder Anlaß, mit dem heiligsten Ernst die anwesenden weißen und schwarzen Christen an ihre Missionspflicht und die anwesenden Heiden an die vielleicht schnell entschwindende Stunde ihres Heils zu mahnen. „Es ist Zeit, sich zu rüsten!“ so schloß er, „heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!“

Nach dieser gewaltigen Ansprache betrat Ramawarma schüchtern, aber ruhig und besonnen, die Kanzel. „Gerne,“ so fieng er an, „wünschte ich der versammelten Gemeinde zu sagen, sowohl wer und was ich gewesen, als auch wie ich zum Glauben an das Blut Christi und zur seligen Hoffnung einer ewigen Errettung gebracht worden bin.“ In diesem Augenblick kam der von Hebich eingeladene heidnische Radscha (König) von Tschirakal im Palankin vor der Kirche an, und zwar mit seinem ganzen glänzenden Gefolge von Schild- und Schwertträgern. Hebich eilte hinaus ihm entgegen, führte ihn in die Kirche und gab ihm einen Stuhl neben Frau Gundert. Er saß etwas verlegen da im rothen goldverbrämten Seidenkleid, und seine Begleiter, die sich ferne hielten, warteten mit Aengsten, was daraus werden sollte. Ramawarma aber ließ sich nicht irre machen. Er erzählte einfach und klar seine eigene Lebensgeschichte, seine Irrgänge, seine inneren Kämpfe, seine Schwankungen, aber

auch sein endliches Finden des Heils in Christo, und wie er jetzt Friede und Freudigkeit habe im Blute Christi und aus Erfahrung bezeugen könne, wie gut es die Seelen bei Ihm haben. Dann wandte er sich an die anwesenden hohen englischen Beamten, dankte ihnen für ihre Anwesenheit an diesem Tage und empfahl ihnen die Millionen seiner Landsleute, die noch auf den ersten Strahl der Gnadensonne warten. Gott habe ihnen, den Engländern, die Herrschaft über seine schwarzen Brüder gegeben, aber zu keinem andern Zweck, als daß sie (die Engländer) dem Evangelium den Weg bahnen in diese umnachteten Länder. Er stellte sich gleichsam als Repräsentanten seines ganzen Volkes vor ihre Augen und bat für dasselbe, wie eine Mutter einen Reichen bittet für ihr verschmachtendes Kindlein. Aber am herzbeweglichsten waren seine Bitten, die er an diejenigen richtete, die entweder noch getheilten Herzens zwischen Gott und den Götzen schwanken, oder die noch ganz gefangen liegen in den Banden des Heidenthums. Er konnte aus eigener Erfahrung reden, wie kaum ein Anderer.

Es war zwölf Uhr vorüber, als er schloß. Die Gemeinde sang etliche Verse und dann folgte die Ordinationshandlung. Das würtembergische Formular war hiefür übersetzt worden. Hebich las dasselbe und stellte die Fragen, welche Jakob beantwortete. Gundert, Irion und Chr. Müller standen als Zeugen zu seiner Seite, und während sie mit Hebich zugleich dem schwarzen Bruder die Hände auflegten, sprach Jeder einen besonderen Segenswunsch. „Der Herr gab vielen Anwesenden," schreiben die Brüder, „Gebete ins Herz für Bruder Jakob und für Seine Reichssache, und wir fühlten Seine Gegenwart."

Hebich schloß mit herzlichem Dank an Alle, welche an dieser Feier Antheil genommen hatten, und empfahl ihnen die schwarzen Brüder, trat dann auf Jakob zu und umarmte ihn, ebenso die übrigen deutschen Brüder. Dann folgte Begrüßung unter den übrigen Anwesenden. Der Bergschotten-Oberst, welchem Hebich für die unerwartete Ehre dankte, sagte trocken: „Sie sagten ja, es hätten noch zwei Andere reden sollen; wo sind sie?" Als Hebich ihm dieselben (Irion und Müller) zeigte und ihm erklärte, daß, nachdem die Handlung schon drei Stunden gedauert, man es für besser gehalten, die Versammlung nicht zu ermüden, murmelte er: „Lassen Sie sie auf die Kanzel steigen und weiter machen!" „Daß es dem Oberst nicht zu viel geworden," sagen die Brüder, „schien uns fast ein Wunder; doch konnten gewiß drei Stunden genügen. Mit dem Radscha hatten wir auch noch einige Worte; er suchte es aber abzu-

schütteln: 'Nein,' rief er, 'alle Menschen sind nur Eine Klasse; die Religionen sind im Grunde Eins und dasselbe.' Seine Begleiter drängten zum Gehen. Er sagte lächelnd: 'Es ist heute der vierte Mondstag, da ist's Zeit, daß ich heimgehe; ich darf nicht außer dem Hause sein, so bald der Mond aufgegangen ist. Also Salām!' Mit etwas erleichtertem Herzen nahm ihn das Gefolge fort, um die erlittene Verunreinigung abzuwaschen und sich im dunkeln Palast zu verkriechen. Der Herr aber lasse ein und das andere Samenkorn zu Seiner Ehre aufgehen und Früchte bringen."

War dieß vielleicht noch eine letzte Mahnung an den Radscha, das Heil seiner Seele zu schaffen, ehe es zu spät ist? Während der Schreiber dieser Zeilen mit solchen Gedanken beschäftigt war, siehe, da kommt eine Botschaft aus Indien vom Ende März dieses Jahrs, daß eben dieser Radscha von Tschīrakal unerwartet schnell aus diesem Leben abgerufen ward. Wie Jakob Ramawarma einige Monate zuvor, so starb auch er an den Pocken. „Umsonst," so schreiben die Brüder, „ließ der arme Radscha in den letzten Tagen seines Lebens an den Straßen Zuckerwasser an die Vorübergehenden ausschenken, um durch dieses gute Werk von den Göttern eine längere Lebensfrist sich zu erkaufen. Er starb in seinem Unglauben. Jetzt wird er wissen, daß er hätte glauben sollen und können."

---

6. Krankheit und Tod.

Acht Tage nach seiner Ordination (11. September 1856) schrieb Ramawarma an die Committee in Basel:

„Gerne benütze ich die erste Gelegenheit, Ihnen meinen herzlichen Dank auszusprechen für Ihre Liebe und Güte gegen mich. . . . . Ich versichere Sie, daß der Herr Jesus mich durch Sie weit über Alles, was ich nur von ihm erwarten konnte, belohnt hat. Ich kann die Freundlichkeit meines Heilandes, der mich in das Amt eines Dieners am Evangelio eingesetzt hat, nicht genug bewundern, da ich nicht verdiene, von Ihm auch nur als einer seiner allergeringsten Knechte anerkannt zu werden. Mein einziges Begehren ist nun, daß ich mit Seiner Hülfe treu erfunden werden möge bis an's Ende, und daß ich das, was ich in seiner heiligen Gegenwart so feierlich versprochen habe, alle Tage treulich zu erfüllen im Stande sei. Ja es ist mein heißestes Verlangen, in

aller Demuth, Sanftmuth und Liebe dieser hohen Berufung Gottes in Christo Jesu würdiglich zu wandeln, ... auf daß weder Sein heiliges Wort, noch das mir anvertraute gesegnete Amt verlästert werde, und damit ich auch über Ihre verehrte Committee für alle mir erzeigte Liebe und Güte keine Schmach und kein Leidwesen bringen möge."

Wenn irgend Einer unter unsern europäischen oder eingeborenen Arbeitern in Indien ein tiefes Gefühl hatte von der hohen Verantwortlichkeit, welche auf der feierlichen Uebernahme des evangelischen Lehr- und Predigtamtes liegt, so war es unser Jakob Ramawarma. Während es manchem, sonst wohlmeinenden Bruder begegnet, daß er nach empfangener Ordination gerne etwas aufrechter geht, als sonst, und den Kopf etwas höher trägt als vorher, gerade als wäre ihm irgend eine Last abgenommen worden, so ging Jakob gleichsam noch viel gebückter als zuvor einher, weil er das ganze Gewicht fühlte, das ihm durch die Ordination war auferlegt worden. Das Amt, womit er feierlich war bekleidet worden, wurde für ihn nicht eine höhere Staffel, zu der er über seine andern Brüder emporstieg, sondern ein Band der Liebe, das ihn nur noch inniger, tiefer, mächtiger zu ihnen herabzog. Es schien ihm, als seien nun erst nicht blos die feuerflammenden Augen des verherrlichten Jesus und die Augen der vollendeten Gemeinde droben, sondern auch die Augen aller Gläubigen auf Erden und die Blicke der Millionen Heiden seines Vaterlandes, ja auch die Augen der Hölle auf ihn gerichtet; und das lehrte ihn mit Furcht und Zittern und heiligem Ernste sein Werk thun.

Ahnte er wohl, daß sein Tag nur noch kurz und die Stunde des Abschieds nahe sei?

Im Beginne dieses Jahrs (1857) brachen in Cannanur die Pocken aus, diese Geißel Indiens. Ein stattlicher, lieber Jüngling, Neffe eines eingeborenen Katechisten, wurde von dieser schrecklichen Krankheit ergriffen und rasch dem Tode entgegengeführt. Ramawarma hörte davon und eilte furchtlos, wie er immer war, und getrieben von der Liebe Christi, zu dem Kranken mit dem Trost und der Unterweisung des Evangeliums. Da lag der sonst so schöne, schmucke Jüngling wie eine zerknickte, zertretene Blume, furchtbar entstellt von der verheerenden Krankheit, ein erschreckendes Bild des Elends und Jammers. Ramawarma war von diesem Anblick tief erschüttert, und er konnte seiner eigenen Gemüthsbewegung kaum Herr werden. Er stärkte den Sterbenden mit dem köstlichen Balsam des Wortes vom Kreuze; aber der empfangene Eindruck des Grauens scheint ihn mit nach Hause begleitet zu haben. In der darauf-

folgenden Nacht fuhr Ramawarma im Schlafe wiederholt fieberisch zusammen. Dennoch begann er am Morgen des 3. Februar wie gewöhnlich seine Arbeiten, aber gegen Mittag kehrte er ungewöhnlich müde nach Hause zurück und mußte sich, von Kopfweh und Fieber geplagt, legen. Das Fieber steigerte sich rasch im Laufe der folgenden Tage, und zwar so sehr, daß er lange Zeit, jeweilige lichte Augenblicke abgerechnet, seiner klaren Besinnung nicht mächtig war. Auf Hebichs Bitte besuchte ihn der englische Arzt Dr. Stevens und wandte die treuste Sorgfalt auf den lieben Kranken; und wirklich schien nach einigen Tagen die Kraft des Fiebers gebrochen zu sein und eine Wendung zum Bessern einzutreten. Allein die Todesahnungen, die er unverholen und mit ruhiger, stiller Ergebung in die Hand des Herrn aussprach, ließen bei den Brüdern dennoch keine fröhliche Hoffnung aufkommen, und bald genug sollten ihre Besorgnisse noch mehr bestärkt werden.

Es war zwischen dem 6. und 8. Februar, daß er selbst die sich auf seiner Stirne bildenden Blattern entdeckte. Er ließ seine Frau rufen und sprach zu ihr: „Siehe, ich werde sterben; aber halte dich an den Herrn Jesum, Er wird für dich sorgen und dich behüten." Sie war tief bewegt und bat ihn, er möge ihr Alles vergeben, womit sie ihn während ihrer Ehe betrübt habe. „Ich vergebe dir Alles," erwiederte der Kranke, „und der Herr wird dir auch Alles vergeben!" — „Hast du Frieden?" fragte sie weiter. — „Ja, ich bin bereit zum Herrn zu gehen," war seine freudige Antwort.

Um dieselbe Zeit fragte ihn ein eingeborener Bruder, ob er ganz getrost in seinem Herzen sei. „O ja," versetzte er zuversichtlich, „der Herr hat mir viel Gnade erzeigt; ich bin bereit, noch länger hier zu bleiben, wenn es der Herr haben will; heißt Er mich aber gehen, nun ja, dann bin ich froh und glücklich, und," fügte er hinzu, indem er beide Hände gefaltet emporstreckte und seine Stimme steigerte, — „ich sehe eine selige Ewigkeit vor mir!" — Am 8. Februar reichte ihm Missionar Hebich auf seinen Wunsch das heilige Abendmahl, wobei Ramawarma offen seine Ahnung aussprach, er werde nicht mehr lange hienieden wallen.

Während dieser drei oder vier Tage hatte er sich von seinen Wärtern aus der heiligen Schrift vorlesen lassen. Sie wählten das Buch Hiob, über das er ihnen Bemerkungen und Erklärungen gab. Einmal verlangte er das zwölfte Kapitel des Daniel zu hören.

Vom 8. an verschlimmerte sich sein Zustand; eine große Unbehag-

lichkeit und Hitze stellte sich ein, da die Blattern sich nicht gehörig ausbildeten, und er redete öfters irre. Der Hauptinhalt seiner Fieberphantasien und seines Gesprächs bezog sich auf seinen Beruf; man solle ihm Kleider geben, da er jetzt für Hebich in der Kapelle dollmetschen müsse; er müsse jetzt nach Tschowwa oder in diese oder jene Schule gehen; dieß und das sei nun zu besorgen ꝛc. Doch entfuhr ihm nicht Ein ungeziemendes, nicht einmal ein hartes oder ungeduldiges Wort, wenn ihn die Wärter im Bette zu bleiben nöthigten.

Am 10. Februar Nachmittags vier Uhr richtete er sich mit Mühe auf, um niederzuknien und sein Angesicht zum Gebet in die Hände zu legen. Niemand verstand was er betete, ausgenommen die Worte Jesus, Heiland ꝛc. Ermattet und mit gefalteten Händen legte er sich wieder auf sein Lager nieder. Am folgenden Morgen kurz vor fünf Uhr gab er seinen Wärtern durch Zeichen zu verstehen, daß er nun in den Himmel gehe, und verschied wenige Minuten darauf sanft und friedevoll in seinem Herrn.

Schon am Abend desselben Tages, wie es in Indien nothwendig ist, trug man seinen verweslichen und in einen einfachen Sarg gelegten Ueberrest auf den Gottesacker. Fast die ganze Gemeinde folgte dem feierlichen Leichenzug. Am Grabe sprach Hebich von der Seligkeit derer, die dem Herrn angehören, und wie der liebe Ramawarma es nie bereut habe, die Welt und ihre Lust gegen die Nachfolge Christi eingetauscht zu haben.

„Unser lieber, seliger Bruder," — so schließen unsere Missionare den schmerzlichen Bericht von seinem Heimgang, — „war ein aufrichtiger und demüthiger Christ. Als es dem Herrn gefiel, ihn in seiner Kirche höher zu stellen, trat er mit Furcht und um Demuth seufzend in seinen neuen Stand. Er sagte es geradezu: weil ihn der Herr erhöhe, so müsse er noch viel demüthiger werden, und ermahnte seine Frau, vorsichtig und demüthig zu wandeln, damit sie beide Niemanden in der Gemeinde, auch nicht seinen früheren Mitkatechisten, Anlaß zur Klage geben möchten. Man konnte es ihm abmerken, abfühlen und ansehen, daß er von da an merklich in der Gnade wuchs, und daß er an Eifer, den Seelen wohlzuthun, sie zu weiden und die Friedelosen zum Friedensfürsten zu führen, merklich zunahm. Sein Haus war oft ein rechter Kampfplatz. Er konnte auf einem spannehohen Bänkchen oder einer gefärbten Matte sitzend bald mit Gliedern der Gemeinde, bald mit unsern Katechisten, bald mit den heidnischen Schulmeistern Betelnuß kauen, sich

erzählen lassen, witzige Bemerkungen machen, die tief einschnitten, oder ernst von göttlichen Dingen reden. Diese seine Leutseligkeit, verbunden mit einem Adel, der seiner Grenzen bewußt ist, um sich nichts zu vergeben; seine große Belesenheit und Bildung in heidnischer Literatur und Wissenschaft, seine Bekanntschaft mit den verschiedensten Verhältnissen des Landes, seiner Bewohner, ihrer Sitten u. s. w., was ihn befähigte, jede vor ihn gebrachte Frage zu beantworten; sein Wandel im Licht als thätiger Beleg des von gläubigem Herzen kommenden Wortes; dieß alles zusammen verschafften ihm solche Achtung und solches Ansehen seiner Persönlichkeit und der Sache die er vertrat, und solchen Einfluß, daß sein Abscheiden von hinnen allgemein bedauert wird. Der Herr ließ ihn kurz vor seinem Tode die Freude erleben, zwei Jünglinge als Frucht seiner Arbeit sehen zu dürfen. Die Geschichte der Station Cannanur wird mit des Herrn gnädigem Beistand zeigen, daß dieser liebe, stille und demüthige Knecht für die Ewigkeit gearbeitet hat. Möge der Herr bald die Saat seiner Knechte aufgehen lassen, ja Er selbst sein Werk treiben durch seinen heiligen Geist! Er wolle sich unserer und der Cannanur Kirche annehmen. Ihm aber sei Preis, daß Er unsern lieben Bruder aus großer Finsterniß in sein wunderbares Licht hinein geführt und uns und unsere Gemeinden so lange mit ihm gesegnet hat. Ihm, dem Geber aller Gaben, — Ihm der da tödtet und lebendig macht, sei ewig Lob und Preis und Anbetung! Amen."

Des Fremdlings Heimath,

eine Zufluchtstätte für Asiaten, Afrikaner und Südsee-Insulaner in London.

Man hat schon oft gesagt, und es ist ganz wahr, daß London „die Welt im Kleinen" sei. Dieß tritt dem Besucher dieser Weltstadt, in welcher nun zwei und eine halbe Million Einwohner durch einander wimmeln, unter Anderem auch darin entgegen, daß er in den Straßen beständig Fremdlingen aus allen Gegenden der Erde begegnet. Man hört nicht nur immer wieder die Sprachen von ganz Europa, — hier die Zischlaute Rußlands, dort die vokalreiche Rede des Spaniers oder Portugiesen, hier die gemüthsvollen Laute des Nordländers, dort den reizenden Wohlklang





Jakob Ramawarma.

Jakob Ramawarma.

(Schluß.)

5. Kirchliche Ordination.

Die Lebensführung Ramawarma's, des Königssohnes von Kotschin, so weit wir sie im letzten Hefte mitgetheilt haben, ist ein neues herrliches Zeugniß davon, daß, was der Herr anfängt, das weiß er auch zu vollenden.

Sein Werk kann Niemand hindern,
Sein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn Er, was Seinen Kindern
Ersprießlich ist, will thun.